

Diakonie vor Ort konkret gestaltet und welche Wirkung sie erzielt« (12) herausgearbeitet. Ziel war es, die empirisch fassbaren Realitäten und Voraussetzungen in diesen namentlich nicht genannten Pfarreien zu erkunden.

Teil A »Diakonie in Schrift und Tradition« (14-86) erinnert die biblischen Grundlagen sowie wichtige, breit rezipierte kirchliche und theologische Dokumente zur Diakonie und ihrer Gleichrangigkeit mit Verkündigung und Liturgie. Mit Diakonie wird v.a. »Helfen«, »Heilen«, »Lieben« und »Dienen« assoziiert. Für das inner- und erst recht außerkirchliche Gespräch sei der Begriff »Solidarität« heute »umgangssprachlich geläufiger«, ja, der »neue Name für Diakonie« (64). Dem steht aus meiner Sicht entgegen, dass den Kirchen mit ihrer Grundbotschaft (»Deus est Caritas«) gerade dort, wo sie ausdrücklich im Namen und mit dem Logo von »Caritas« und »Diakonie« Menschen in ihrer Not solidarisch-praktisch zu Hilfe kommen, in der öffentlichen Wahrnehmung am ehesten noch Glaubwürdigkeit attestiert wird. »Caritas« und »Diakonie« gehören zur corporate identity von Kirche und sollten als gesellschaftlich sofort erkennbare und ausschließlich positiv besetzte Markenzeichen von Kirche nicht von ihr selbst preisgegeben werden.

Ausgehend vom Züricher Pastoralplan »Für eine lebendige und solidarische Kirche« und dessen Vision von einer »diakonischen Gemeinde«, die sich der »Option für die Armen« verpflichtet weiß (Teil B, 87-104), untersucht Wiederkehr die diakonischen Aktivitäten von fünf Pfarreien in der Stadt Zürich, zwei in Winterthur und sechs Züricher Landpfarreien in ihren jeweiligen Handlungsabsichten und Wirkungen (Teil C, 105-155) und macht vier Pfarreitypen aus: Pfarrei als Heimat, Herberge, Sozialcenter und als Politforum. Es zeigt sich: Die jeweilige Leitidee, die dem sozialen Handeln einer Pfarrei zugrun-

de liegt, bestimmt auch jeweils ihr Diakonie-Profil. Diakonie ist dabei als bipolares System zu sehen, das in seiner funktionalen Ausrichtung die individuelle und strukturelle Hilfe im Blick hat und in seiner strukturellen Positionierung die Solidarität innerhalb der Kirche wie auch die Solidarität mit der Gesellschaft.

Insgesamt bestätigt der Verfasser in seiner »Interpretation der Daten« (Teil D, 156-183), dass alle untersuchten 13 Pfarreien über diakonische Qualität verfügen und zeigt abschließend für jeden einzelnen der vier Pfarreitypen in anregender Weise Möglichkeiten der Weiterentwicklung des je eigenen Diakonie-Profiles auf (Teil E »Handlungsvorschläge«, 184-210). Die Schlüsselkompetenz von Diakonie und kirchlicher Sozialarbeit wird zunehmend in der Fähigkeit liegen, interdisziplinär (Sozialarbeit, Theologie, Pädagogik) zusammenzuarbeiten und sich nach innen (auf ökumenischer Basis) und nach außen (mit allen Trägern Sozialer Dienste) zu vernetzen.

Manfred Belok, Chur

Filmtipp

Glaubensfrage (Doubt)

USA 2008, 104 Minuten, Buch und Regie: John Patrick Shanley (nach seinem eigenen gleichnamigen Theaterstück). Darsteller: Meryl Streep, Philip Seymour Hoffman, Amy Adams.

»Man will Ihnen Ihre Menschlichkeit austreiben, Schwester. ... Es ist eine uralte Taktik grausamer Menschen, im Namen der Tugend die Güte zu töten.« Mit diesen Worten drückt Father Flynn (Philip Seymour Hoffman) gegenüber Sister James (Amy Adams) seine Sorge um die junge Ordensfrau aus, als diese in die Auseinandersetzung zwischen ihm und Sr. Aloysius (Meryl Streep) hineingezogen wird. Es ist zugleich sein eigenes Bekenntnis zu einer mensch-

lichen Kirche, die sich erneuert, um den Menschen von heute gerecht zu werden. Seine Hermeneutik der Güte (kindness) kontrastiert mit dem bitteren Realismus von Sr. Aloysius, ihrer Hermeneutik des Verdachts: »Ich kenne die Menschen!« So ihre lapidare Antwort auf die Frage, wie sie denn so sicher sein könne, dass Fr. Flynn einen Schüler missbraucht, wo es doch keinen Beweis gebe, auch keine direkten Hinweise, bestenfalls mehrdeutige Indizien.

Diesem Antagonismus von Vertrauen und Misstrauen, Sicherheit und Zweifel stellt sich GLAUBENSFRAGE vor einem doppelten Hintergrund: vor der aktuellen Auseinandersetzung um sexuellen Missbrauch in kirchlichen Bildungseinrichtungen, wie auch vor der historischen Situation Mitte der 1960er-Jahre: Die Ermordung John F. Kennedys hatte die USA in eine existentielle Krise gestürzt, die Fr. Flynn als Vertrauenskrise (doubt) deutet. Zugleich eröffnete die Civil-Rights-Act in den USA den Prozess der Gleichstellung von Afro-Amerikanern und das Zweite Vatikanum brachte das aggiornamento in der Kirche.

Dies alles spiegelt sich im Mikrokosmos der Ordensschule St. Nicholas in der New Yorker Bronx wider. Fr. Flynn, der charismatische Priester, der sich besonders der Jugend widmet, bringt den frischen Wind des Aufbruchs in die von Sr. Aloysius mit eiserner Strenge geführte Schule. Wo er sich den Schülern mit Vertrauen und Zuwendung nähert, setzt sie auf Distanz und Disziplin. Dass sie von den Schülern nicht geliebt, sondern gefürchtet wird, erträgt sie mit einem stoischen: »So muss es wohl sein.«

Das Aufeinanderprallen dieser gegensätzlichen Charaktere zeigt sich paradigmatisch in einem Gespräch über die bevorstehende Weihnachtsfeier. Fr. Flynn regt an, neben den üblichen kirchlichen Hymnen auch ein lustiges Weihnachtslied zu singen, eines, das die Schüler »aus

dem Radio« kennen, und schlägt »Frosty, the Snowman« vor. Die Direktorin lehnt brüsk ab: Ein Schneemann, der auf magische Weise zum Leben erwacht, sei Hexerei und mit der christlichen Lehre nicht vereinbar. Sie sehe auch überhaupt nicht ein, warum irgendeine Änderung im gewohnten Ablauf nötig sei. Als Fr. Flynn einwirft, die Schule wie die Kirche müssten sich dem Neuen öffnen, entgegnet sie lapidar: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.« Darauf macht sich Fr. Flynn einige Notizen – für eine Predigt, wie er erklärt, zum Thema Intoleranz.

Die Antipathie ist wechselseitig und Fr. Flynn möchte Sr. Aloysius ebenso rasch vom Direktorsposten enthoben sehen wie sie ihn vom Posten des Seelsorgers. Er sieht in der Vertreterin eines repressiven Katholizismus ein Relikt vergangener Zeiten; sie in dem weltoffenen Geist, der Kugelschreiber benützt, seinen Tee mit maßlosen drei Stück Zucker süßt und den Schülern mehr zugetan ist, als sie gutheißen kann, einen Neuerer, der alles zum Einsturz bringen möchte, was sie in langen Jahren aufgebaut hat. All das nährt den Zweifel und schließlich den Verdacht, dass der Priester Donald Miller, den ersten schwarzen Schüler in St. Nicholas, missbraucht.

Je mehr sich Fr. Flynn zur Wehr setzt und die Verdachtsmomente zu entkräften sucht, indem er die auffälligen Situationen erklärt (teilweise zögernd, weil es um Verfehlungen des Schülers geht, den er schützen möchte), desto mehr verhärtet sich in Sr. Aloysius die Überzeugung, dass er schuldig ist. Vor die Wahl gestellt, dass entweder er oder Donald Miller die Schule verlassen müssten – welches ersteres ein Schuldgeständnis darstellte, letzteres die Zukunft des Schülers aufs Spiel setzte – resigniert Fr. Flynn, wohl auch um des Schülers willen.

Doch das Stück, das als Theater-Verfilmung ganz auf die Hauptpersonen fokussiert ist, bietet

weit mehr als die hier oberflächlich skizzierte Handlung, die nur zu leicht in Schwarz-Weiß-Malerei hätte abgleiten können, wenn nicht der Bühnenautor selbst den Film inszeniert hätte. Denn die Charaktere entfalten sich in immer größere Ambivalenzen hinein, die zum Schluss auch den Zuseher mit offenen Fragen zurücklassen. Während Fr. Flynn als weltoffener Priester anfangs als reiner Sympathieträger dasteht, der das Morgen verkörpert, während die verhärtete Direktorin als ewig-gestrige, der Vergangenheit verhaftete Nonne dessen Antithese bildet, verkompliziert sich zusehends die Lage. Sr. Aloysius gewinnt zunehmend Sympathien, als offenbar wird, dass sie gar nicht so eindimensional ist, wie gedacht. Mehr und mehr nimmt man ihr auch die Sorge um andere – eine alte, erblindende Schwester, die blauäugig-naive Sr. James und auch ihre Schüler – ab. Auch bei Fr. Flynn zeigen sich Ambivalenzen: Sein Charisma lässt deutlich nach, als er in die Defensive gedrängt wird, den Verdacht nicht wirklich ausräumt, sondern laut wird und sich auf formale Argumente zurückzieht – um zuletzt in Selbstmitleid und Hilflosigkeit Abschied zu nehmen. Die fragwürdigen Stellen seiner Vergangenheit bleiben ebenso wenig geklärt wie der konkrete Verdacht. Auch er ist keine pure Lichtgestalt, wie seine Kontrahentin nicht nur dunkel ist.

Der Film ist eine gelungene Parabel über Glauben und Zweifel, gegossen in ein Kammerstück mit nur drei wirklichen Charakteren – der

Rest, auch der Schüler, um den es geht, bleibt Kulisse. Zwischen diesen dreien entfaltet sich das Spiel von Vertrauen und Misstrauen jenseits des absoluten Wissens. Diese Ambivalenz des Zweifels, die der Film entfaltet und die am Ende noch einmal in einer überraschenden Wendung deutlich wird, hat Fr. Flynn ganz zu Beginn schon in einer Predigt betont; am Ende verstehen die Zuseher besser, was damit gemeint sein könnte, dass es ohne Zweifel keine Gemeinschaft und auch keinen echten Glauben geben kann. Die Offenheit jenseits des sicheren Wissens – um konkrete Schuld und Unschuld, aber auch um die *conditio humana* insgesamt – bleibt.

Über den Inhalt hinaus kommt man als Cineast durchaus auf seine Kosten: GLAUBENSFRAGE ist großes Schauspielerkino, Meryl Streep und Philip Seymour Hoffman, schwierigen Rollen grundsätzlich nicht abgeneigt, ziehen in dem sich zuspitzenden Konflikt alle Register ihres Könnens und Amy Adams verleiht der zerbrechlichen Sr. James ein wunderbar ätherisches Flair. Dem entsprechend reduziert sich der Film auch auf die zentralen Charaktere, was die Sinnspitze des Stücks umso mehr herausarbeitet.

Diskussionsstoff birgt dieser Film natürlich insbesondere angesichts der jüngsten Missbrauchsskandale, gerade auch deshalb, weil er die Hermeneutik des Verdachts hinterfragt und die Geschichte einer möglichen – wahrscheinlichen? – Verleumdung eines Priesters erzählt.

Gunter Prüller-Jagenteufel, Wien